

Maria
Dahvana
Headley

Die Königin der Unsterblichen

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Sonja Rebernik

Knaur Taschenbuch Verlag



Die amerikanische Originalausgabe erschien 2011
unter dem Titel »Queen of Kings« bei Dutton, New York

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Deutsche Erstausgabe Juni 2011
Copyright © 2011 by Maria Dahvana Headley
Copyright © 2011 für die deutschsprachige Ausgabe
bei Knaur Taschenbuch. Ein Unternehmen der Droemerschens
Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Sabine Thiele

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildungen: Gettyimages/Asia Images;

Gettyimages/Emmanuel Faure; FinePic®, München

Illustration Schlange: Corbis/ Ocean;

Illustration Käfer: Corbis/ PULSE

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-50893-0

*Für Robert Schenkan
Das größte Wunder meiner Welt
Für den ich bereitwillig mit jedem Gott
in Verhandlungen trete
und mit jeder Art von Ungeheuer kämpfe*

PROLOG



Ich, Nikolaus von Damaskus, einst Philosoph eines Königs, einst Hauslehrer der Kinder einer Königin, einst Biograph eines Kaisers, lebe nun im Exil. Ich bewege mich auf das Grab zu, sei es, um gen Hades zu reisen oder um als unbetrauerter Geist jammernd an den Ufern des Acheron umherzuwandern. Ich kann nicht sagen, welche Götter Anspruch auf mich erheben werden, denn ich habe Damaskus schon vor langer Zeit den Rücken zugewandt und mich den Göttern Ägyptens und Roms verschrieben. Hier in Averno werde ich einsam sterben.

Mit Sicherheit weiß ich nur, dass sie kommen wird, um mich zu holen.

Aufgrund meiner Position sah ich mehr als jeder andere Mensch. Ich sah Räume gefüllt mit Gold und Straßen voller Gebeine. Ich sah Seen, deren Gewässer sich in Blut verwandelten. Ich sah den Mond auf den Fingerspitzen der Hexen tanzen und wie Sterne auf Geheiß der Unsterblichen hin ihr Licht auslöschten. Ich sah, wie wilde Tiere auf den Befehl einer Frau hin in den Krieg zogen. Ich sah, wie aus einer Löwin eine Königin wurde, und eine Königin, die sich in ein Ungeheuer verwandelte.

Ich sah Dinge, die ich nicht aussprechen kann, obwohl ich dazu verpflichtet bin, sie hier niederzuschreiben.

Ich werde jene Geschichte erzählen, die mir der Kaiser verboten hat weiterzugeben. Ich werde über die Wahrheit schreiben, wie ich sie kenne, in der verzweifeltsten Hoffnung,

dass dies genügen wird. Ich kann nicht allein kämpfen. Alles, was ich habe, sind Worte.

Mögen diese Worte genügen, um euch zu retten.

Der alte Gelehrte unterbrach sein Schreiben einen Augenblick und strich mit seinen Fingern über die gewundenen Ausläufer einer Narbe, die von seiner Handfläche hinauf zu seiner Schulter und seinen Rücken hinunter verlief. Sie war schon lange zu einem Teil von ihm geworden, doch sie verursachte ihm immer noch Schmerzen, vor allem wenn ein Gewitter im Anzug war. Draußen vor der Höhle der Sibylle roch die Luft nach Sturm, und Nikolaus' Narbe wusste um das Wetter und entflammte. Seine Hand zitterte so stark, dass er beinahe nicht schreiben konnte, und das Atmen bereitete ihm Schwierigkeiten. Er hatte es beinahe zu lange hinausgezögert. Sie wanderte über die Erde, und außer dieser Arbeit gab es nichts, was er tun konnte, um sie jetzt noch aufzuhalten.

Er zwang seine Gedanken zurück in das Ägypten seiner Jugend. Die blassen, mit Marmor gepflasterten Gassen von Alexandria, die Frauen mit den leuchtenden Augen, das Gefühl in seinen Füßen, als er in Sandalen die Straßen entlangelaufen war. Die goldenen Boote und strahlenden Gesichter. Er war im Zentrum der Welt angekommen. In seiner Erinnerung haftete all diesen Dingen eine Süße, eine Zärtlichkeit an, die sich, wie er wusste, bei der Niederschrift verflüchtigen würde. Die weit entfernte Vergangenheit war ein klarer See und die darauffolgende Geschichte ein Krug dunkler Tinte, die das Wasser verunreinigte. Oder vielleicht auch Blut. Die Erinnerungen waren rot gefärbt.

Damals war er unschuldig gewesen, von der Unsterblichkeit überzeugt, wenn schon nicht körperlich, dann mit Hilfe

von Worten. Er hatte sich selbst als Dichter gesehen, der die Wahrheit niederschrieb, sich vorgestellt, dass junge Gelehrte seine Geschichten in den Händen halten würden, sein Name in Monumente graviert und sein Grab mit Blumen geschmückt sein würde.

Diese Träume hatten sich schon vor langer Zeit in Luft aufgelöst. Nikolaus hatte die Zukunft gesehen, und dort gab es keinen Platz für Dichter.

Er dachte an das Museion, wo er zusammen mit seinen Freunden studiert, wo er an seinem Werk gearbeitet hatte, von dem er so arrogant geglaubt hatte, dass es die erste und einzig wahre Geschichte des Universums werden würde. Er hatte es beendet, einhundertvierundvierzig Bücher, nur um es niederbrennen zu sehen. Er hatte zu oft die Wahrheit geschrieben, wenn er eigentlich Lügen hätte niederschreiben sollen. Er hatte geglaubt, ein Freund des Kaisers und demnach unantastbar zu sein, und er hatte sich getäuscht.

Dennoch hatte Nikolaus Glück gehabt. Die Römer hatten sein wahres Werk nicht gefunden, und dafür war er dankbar. Es war dieses Werk, das er nun in den Händen hielt, während er versuchte, den Mut zu finden, das Notwendige niederzuschreiben.

Er dachte an sie, den würdevollen Wink ihrer mit Edelsteinen geschmückten Hand, als sie ihm jene Aufgabe erteilt hatte, die sowohl sein Leben als auch ihr eigenes vernichten würde.

»Finde einen Zauber für mich«, flüsterte sie und erschien ihm in seinen Gedanken so lebendig, als würde sie tatsächlich vor ihm stehen. Er roch das würzige Aroma ihrer Haut, den Honigduft ihres Atems. »Einen Zauber für eine Anrufung.«

Es war außer Frage gestanden, dass er ihr helfen würde. Sie hatte ihn angelächelt, und er hatte in ihre wunderschö-

nen, dunklen Augen geblickt und ihre Hoffnung, ihre Not gesehen.

Bei ihrer letzten Begegnung hatten ihre Augen sich in etwas gänzlich anderes verwandelt.

Damals hatte er ihr versprochen, ihrem Gebot zu folgen, und er hatte es gern getan. Wie hätte er es nicht tun können? Nikolaus war nicht der erste Mann gewesen, der sein eigenes Leben für sie geopfert hatte, doch *er* hatte zudem auch das Leben zahlloser anderer geopfert. Seit mehr als fünfzig Jahren beobachtete er nun bereits hilflos, wie sich die Prophezeiungen erfüllten, und er wusste, dass sie noch nicht einmal richtig begonnen hatte.

Er hatte die Zukunft in den Augen seines Kaisers gesehen. Im Delirium, schlaflos und von Geistern verfolgt, hatte der Herrscher Nikolaus seine Visionen anvertraut und ihn Verschwiegenheit schwören lassen, doch dafür gab es jetzt keinen Grund mehr. Kaiser Augustus, der die Welt beherrscht – oder gedacht hatte, es zu tun –, war tot, und Nikolaus würde ihm bald folgen.

Der Gelehrte erschauerte und spürte den Frost durch seine Knochen kriechen. Seine Narbe pochte. *Fatale Monstrum* hatten sie die Römer genannt. »Todbringendes Omen.« Oder, wenn man die Doppeldeutigkeit des Wortes bedachte, was sicher die Absicht dahinter gewesen war: »todbringendes Ungeheuer«.

Herrin des Endes der Welt.

Und dennoch – er hatte sie gekannt. Ihr Herz war nicht immer dunkel gewesen. Möglicherweise war es das nicht einmal jetzt.

Nikolaus wünschte sich, er wäre schon vor Jahren gestorben, als er noch nichts von den Dingen gewusst hatte, von denen er nun erzählen musste. Sein Leben war lang gewesen,

und seine Erinnerung war ungetrübt geblieben. Dies war seine ganz besondere Bestrafung.

Nun war er der Einzige, der noch hier war und die Wahrheit kannte. Der Einzige außer ihr selbst. Obwohl es ein Sakrileg und tollkühn war, die Worte niederzuschreiben, musste er die nachfolgende Welt warnen. Sich von diesem Leben zu verabschieden, ohne es zu tun, wäre nicht wiedergutmachen, und seine Seele wog bereits schwer an Sünden. Die Menschen in der Zukunft würden mehr wissen. Sie würden lernen. Vielleicht würden sie genug lernen, um sich selbst vor jener Macht zu schützen, die Nikolaus in seiner Jugend auf so törichte Art entfesselt und auf die Welt losgelassen hatte.

Er blickte einen Augenblick lang in den Himmel über Averno. Die Sonne hing über dem Horizont wie ein feuriger Ball, und über ihr brauten sich Sturmwolken zusammen, die kupferfarben und violett leuchteten. Ein Blitz durchzuckte eine der Wolken. Der Mond ging auf, gelb und unheilvoll, noch während die Sonne herabsank und gegen die Nacht und den Donner ankämpfte.

Alles stand auf dem Spiel.

Die Menschen in der Zukunft würden nicht wissen, was auf sie zukam, solange Nikolaus seine Geschichte nicht niederschrieb. Sie würden keine Möglichkeit haben, sich zu verteidigen. Einen Augenblick lang dachte er an diese Welt, die er niemals zu Gesicht bekommen würde. Sie existierte in einer Zukunft so fern, dass beinahe nichts von dem, was er geliebt hatte, übrig sein würde. Augustus hatte ihm von seinen Visionen erzählt, von Häusern, die einstürzten, von Städten, die unter den Wellen verschwanden, von Kriegen und Blutvergießen. Von seltsamen, glänzenden Maschinen und Menschenmassen, die alle die Sprache der Barbaren sprachen.

Der Kaiser hatte die Zukunft gesehen, und sie war ein Teil davon.

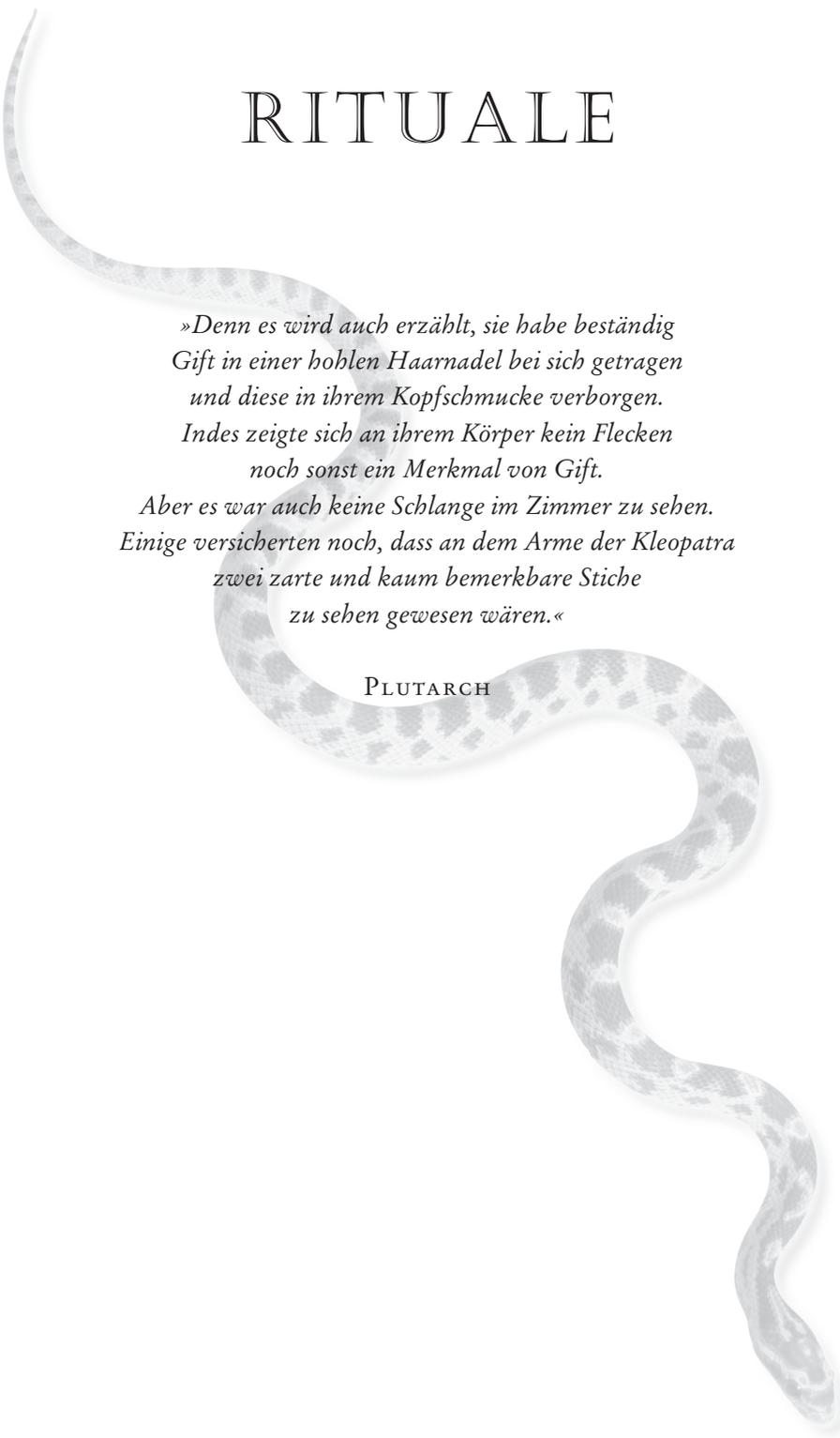
Todbringendes Ungeheuer. Nikolaus wiederholte den Namen stumm für sich selbst. Ihr Name und ihr Schicksal. Er würde nicht mehr da sein, wenn es sich erfüllte, und trotzdem hatte er noch eine Rolle zu spielen.

Der Gelehrte entzündete seine Lampe und nahm seinen Schreibstift und die Tafel. Er atmete tief ein. Dies würde sein letztes Werk sein. Er musste es richtig machen.

Mögen hier die wahre und wahrhaftige Geschichte des falschen Todes der Kleopatra, Königin Ägyptens, im ersten Jahr der Herrschaft des Kaisers Gaius Julius Caesar Augustus erzählt werden und auch jene außerordentlichen und furchtbaren Ereignisse, die darauf folgten.

Möge dies die Geschichte vom Aufstieg einer Königin und vom Fall einer ganzen Welt sein.

RITUALE



*»Denn es wird auch erzählt, sie habe beständig
Gift in einer hohlen Haarnadel bei sich getragen
und diese in ihrem Kopfschmucke verborgen.
Indes zeigte sich an ihrem Körper kein Flecken
noch sonst ein Merkmal von Gift.
Aber es war auch keine Schlange im Zimmer zu sehen.
Einige versicherten noch, dass an dem Arme der Kleopatra
zwei zarte und kaum bemerkbare Stiche
zu sehen gewesen wären.«*

PLUTARCH

er Junge lief die Kopfsteinpflasterstraßen entlang, überwand Hindernisse mit einem Sprung oder wich ihnen flink aus und versuchte, die Verspätung wieder aufzuholen, in die er durch das Durcheinander in der Stadt geraten war. Alexandria war voller verwundeter, blutiger Soldaten, die Marcus Antonius' Infanterie angehört hatten, und der Junge drängte sich durch sie hindurch, schrammte hier an der stumpfen Seite eines Schwertes vorbei und duckte sich dort, um einem wankenden Faustschlag zu entgehen. Dies war seine Stadt, und er kannte die geheimen Gassen, die ihn zu seinem Bestimmungsort führen würden. Er riss eine Eingangstür auf, rannte durch die Wohnung dahinter und sprang auf der Rückseite des Hauses durch das Fenster wieder hinaus, während er sich lauthals bei der Bewohnerin entschuldigte. Er machte einen Salto über das Fensterbrett, landete auf den Füßen und schnellte hoch, bevor er wieder zu laufen begann und sich vorstellte, er sei der Anführer einer dahinjagenden Streitkraft, die gerade einen Stoßangriff auf die Tore irgendeiner exotischen Stadt durchführte.

Niemand verfolgte den Jungen, doch er hatte heute einen Auftrag als bezahlter Bote erhalten, und sein Auftraggeber hatte betont, dass es wichtig war, schnell zu sein.

Sein Herz schwoll vor Stolz an, als er den kleinen Beutel spürte, den er fest in seiner Faust verborgen hielt. Er würde die andere Hälfte seiner Belohnung nach Überbringen der Nachricht erhalten. Es war reines Glück gewesen, dass er

den Auftrag bekommen hatte. Sie hatten ihn bei der Schulter gepackt, als er gerade aus dem Umland zurückgekehrt war, wo er ohne das Wissen seiner Mutter einen Freund besucht hatte.

Draußen vor der Stadt, in der Nähe des Hippodroms, warteten die Römer in ihren Zelten, und im Inneren der Stadt irrten jene Soldaten umher, die noch immer Antonius dienten, und rotteten sich betrunken von der Niederlage gegen das übrige Volk zusammen.

Der Junge tat, was er konnte, um nicht überrannt zu werden, als er durch das jüdische Viertel in der Nähe von Kleopatras Palast lief und schließlich in den griechischen Teil von Alexandria kam. Er eilte am Museion vorbei, wo man die Gelehrten sehen konnte, die, obwohl die Stadt gefallen war, noch immer arbeiteten, sich über ihre Schriftrollen beugten und Reden hielten. Dort war der Gelehrte, der die Kinder der Königin unterrichtete. Er stand mitten im Innenhof und diskutierte mit einem seiner Kollegen. Beide Männer hatten ein rotes Gesicht und gestikulierten wild. Der Junge fragte sich, ob in den Gebäuden des Museions wohl noch immer Ärzte arbeiteten. Er hatte wunderbare Geschichten über das Sezieren gehört, über die Toten, die durch versteckte Türen hineingeschmuggelt wurden, über das Blut, das sich in den Steinen auf der Straße sammelte. Es war ein aufregender Gedanke.

Der Junge durchquerte das Zentrum von Alexandria, wo die Menschen auf dem Markt ihren Geschäften nachgingen, als stünde die Stadt nicht unter Belagerung. Mit dem Krieg konnte Geld verdient werden, und die Soldaten, sogar die besiegten, waren durstig. Der Junge eilte an verführerischen Marktständen, Wahrsagern, Spielzeugmachern und Händlern, die geröstete Nüsse verkauften, vorbei. Er sah sich dre-

hende Tänzer, die mit ihren Füßen aufstampften und bunte Tücher durch die Luft wirbelten.

Er warf einen sehnsüchtigen Blick in ein Bordell, steckte seinen Kopf durch die Türöffnung und atmete tief den Duft des Parfüms ein.

»Du bist schlecht fürs Geschäft, Junge«, sagte eine finster dreinblickende Kurtisane zu ihm, während sie ihm geschickt einen Schlag aufs Ohr verpasste und ihn zurück auf die Straße drängte.

Der Leuchtturm sandte zuverlässig von der gleich vor der Küste gelegenen Insel Pharos sein Licht aus, und der Junge blickte lächelnd hinauf zu der leuchtend weißen Kalksteinfassade des Wunders von Alexandria. Eines Tages würde er auf die Spitze hinaufklettern. Man erzählte sich, dass die Leuchtfeuer der Harnisch der Sonnenmacht seien und dass sie direkt auf die Boote des Feindes weit draußen auf dem Meer gerichtet werden konnten, worauf diese sofort in Flammen aufgehen würden. Der Junge fragte sich, warum man den Leuchtturm nicht eingesetzt hatte, um die römischen Schiffe auf diese Art zu zerstören. Vielleicht waren es zu viele gewesen.

Schließlich kam der Junge an seinem Ziel in der Alten Stadt an. Die Gasse war leicht zu erkennen, denn sie wurde von bewaffneten Legionären bewacht. Sie waren die einzigen Soldaten in der Stadt, die nicht betrunken, und die einzigen Menschen in diesem Stadtteil, die keine Ägypter waren.

Ein Legionär baute sich mit verschränkten Armen vor dem Jungen auf. Dieser hob den Blick, um dem Mann in die Augen zu sehen.

»Ich bringe eine dringende Nachricht«, sagte er.

»Was für eine Nachricht?«, fragte der Soldat.

»Ich darf mit niemand anderem sprechen als mit dem General, Marcus Antonius«, entgegnete der Junge.

»Wer hat dich geschickt?«, fragte ein weiterer Soldat.

»Ich komme im Namen der Königin«, antwortete der Junge und wiederholte genau die Worte, die ihm aufgetragen worden waren. »Ich diene Kleopatra.«

2



Zwölf Stunden zuvor ließ Marcus Antonius für alle seine Diener und Soldaten Wein ausschenken. Er lobte ihre Tapferkeit und wünschte ihnen viel Glück, falls sie sich dazu entschlossen, ihn zu verlassen, und einen guten Kampf, falls sie sich entschieden, bis zur entscheidenden Schlacht zu bleiben.

Als die Huren kamen, um jenen Gesellschaft zu leisten, die noch einen Kriegssold übrig hatten, ging Antonius hinaus auf die Straßen Alexandrias und machte sich auf den Weg zurück zum Palast. Er ging an Wachen und Sklaven vorbei und an den Statuen der ehemaligen Herrscher, der Könige und Königinnen, der Prinzen und Eroberer, die ihn alle mit traurigen Gesichtern ansahen. Er ging an den Gemächern vorbei, in denen seine Kinder schliefen und noch nichts von der bevorstehenden Katastrophe ahnten. Antonius betrachtete die Gesichter der Zwillinge und jenes seines jüngsten Sohnes. Die zwei ältesten Kinder, eines von ihm und eines von seiner Frau, waren bereits aus der Stadt geschickt worden. Was würde wohl aus ihnen werden? Er wagte nicht, daran zu denken. Es war nicht die Art Roms, die Kinder an-

derer Könige zu töten, zumindest war es das bisher nicht gewesen. Er wollte nicht daran denken, dass sich das womöglich geändert hatte, seit er aus den Diensten Roms ausgeschieden war. Dennoch – sie befanden sich im Krieg. In der Vergangenheit war er der Eroberer gewesen. Es war seltsam, nun plötzlich zu jenen zu zählen, die erobert wurden.

Kleopatra wartete am Eingang zu ihrem Schlafgemach auf ihn.

»Es ist noch nicht vorüber«, sagte sie und riss ihn damit aus seinen Überlegungen. Er schob die Gedanken beiseite und nahm sie in die Arme. Sogar in diesen dunklen Zeiten genoss er das Gefühl ihres Körpers, der sich gegen seinen drückte.

»Doch, das ist es«, erklärte er ihr. »Es wird bald vorüber sein.«

Er fuhr mit seinen Händen ihren Rücken hinunter, umfasste die Rundung ihrer Hüften und drückte sie fest an seine Brust. In diesem Augenblick hätte ihn sein Kummer beinahe übermannt. Die Römer – seine eigenen Römer – würden sie ihm entreißen, und er würde nichts tun können, um sie davon abzuhalten.

Antonius war zuvor schon dreimal verheiratet gewesen, und er hatte sogar geglaubt, schon einmal geliebt zu haben, doch er hatte sich getäuscht. Diese Frau war alles, was er wollte. Sie war seine Generalin, seine Königin. Es war der Wille der Götter gewesen.

Antonius streckte seine Hand aus, um mit den Fingern über Kleopatras Hals und Schlüsselbein zu streichen, und sie neigte den Kopf, um ihn dabei betrachten zu können. Sie hatte ihm drei Kinder geschenkt und ein weiteres von Julius Caesar zur Welt gebracht, und dennoch sah sie mit achtunddreißig Jahren aus wie ein junges Mädchen mit bronzefarbe-

ner, glatter Haut, einem humorvollen Mund und dunklen Augen mit langen Wimpern. Um diese Augen herum konnte er bereits die ersten Falten entdecken. Die Zeit begann, an ihr zu nagen. Ihre Kurven waren weicher geworden, obwohl sie immer noch schlank war. Noch nie war sie so schön gewesen wie jetzt in ihrem einfachen Nachthemd, ihr Gesicht ohne die traditionelle Bemalung und ihre Finger und Arme ohne Juwelen. Er löste die Knöpfe an ihren Schultern und ließ das Nachthemd zu Boden gleiten.

Sie ging zum Fenster und zog die Vorhänge zurück, so dass das Licht des Vollmondes auf sie beide fiel.

»Ein gutes Omen«, flüsterte Kleopatra und lächelte ihn an. »Wir werden diesen Krieg gewinnen.«

Er betrachtete sie, während sie nackt im Mondlicht stand. Ihren geraden Rücken, ihre goldene Haut, ihre schwarzen Haare, die noch immer mit funkelnden Nadeln hochgesteckt waren.

»Wir *werden* diesen Krieg gewinnen«, wiederholte sie, und ihre Stimme klang plötzlich wütend.

»Ich befürchte, dass wir ihn bereits verloren haben«, sagte er.

»Vielleicht weiß ich etwas, das du nicht weißt«, antwortete Kleopatra.

»Versteckt sich vielleicht eine ganze Legion im Palastkeller?«, fragte er und lachte bitter. Er hatte nicht genügend Männer. Von Anfang an hatte er es gewusst, doch er hatte trotzdem gekämpft.

»Die Götter sind auf unserer Seite. Ich kann es spüren«, sagte sie und presste entschieden den Mund zusammen. Doch dann lehnte sie sich plötzlich aus dem Fenster und beobachtete mit zusammengezogenen Augenbrauen etwas, was sich unten auf der Straße abspielte.

Antonius stand auf, um zu sehen, was ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, doch sie wirbelte herum, führte ihn vom Fenster fort und drückte ihn zurück auf das Bett.

»Sieh nicht hinaus«, sagte sie. »Es ist alles in Ordnung. Die Stadt schläft. Sieh mich an.«

Einen Augenblick lang fragte sich Antonius, was wohl unten auf der Straße geschehen war, das sie ihn nicht hatte sehen lassen wollen, doch sie streichelte und küsste ihn und schwor, dass sie es gemeinsam schaffen würden.

Er konnte ihr wie immer nicht widerstehen. In Wahrheit wollte er es auch gar nicht. Falls dies das Ende sein sollte, dann wollte er es mit seiner Geliebten verbringen. Seine Hände prägten sich die Form der sanften Mulde über ihrem Oberschenkel ein, seine Lippen liebkosten ihren seidigen Schoß. Antonius genoss das Wunder, spürte, wie sie Luft holte, als er aufschrie, und wie sich ihre Finger an seine Schultern klammerten und ihre Muskeln sich um ihn zusammenzogen.

»Noch einmal«, flüsterte sie, und er sah, dass sie Tränen in den Augen hatte. Er küsste ihr Gesicht so lange, bis sie alle verschwunden waren.

Sie liebten sich stundenlang, während draußen vor dem Fenster die Geräusche der Stadt, die Musik und das Gelächter und das Geschrei, lauter und lauter wurden.

»Ich bin dein«, schwor sie immer und immer wieder, und er glaubte ihr, zog seine Kraft aus ihr.

»So wie ich dein bin«, sagte er zu ihr. »Bis zu unserem Tod.«

»Und danach?«, fragte sie.

»Und danach«, antwortete er und hielt sie so fest, dass er sein eigenes und auch ihr Herz schlagen hören konnte.

Im Morgengrauen küsste er Kleopatra zum Abschied und führte seine verbliebenen Truppen durch das Tor nach Ka-

nopus in Richtung Hippodrom, fest entschlossen, seinem Tod ehrenvoll zu begegnen.

Von einem Hügel aus beobachtete er, wie seine Flotte vom Hafen aus in Galeeren Octavians Armee mutig entgegenruderte. Vielleicht hatte Kleopatra recht gehabt. Noch war es möglich, dass sie gewannen.

Er streckte seine Faust in die Höhe und bereitete sich auf den Schlachtruf vor, als seine Männer draußen auf dem Wasser plötzlich die Ruder erhoben, um vor dem Feind zu salutieren. Einen Augenblick später hisste seine ägyptische Legion die römische Flagge, schloss sich Caesars Flotte an, und die beiden Heere ruderten nach Alexandria zurück, um die Stadt gemeinsam anzugreifen.

Antonius wirbelte herum, um sich mit dem Anführer seiner ägyptischen Kavallerie zu beraten, und der Mann beendete den Krieg mit einem einzigen Satz.

»Kleopatra gehört nun zu Rom«, sagte der Mann. »Die ägyptische Armee geht dorthin, wo Kleopatra hingeht.«

»Was meint Ihr damit?«, fragte Antonius. Die Worte ergaben keinen Sinn. Ägyptens Heer unterstand Antonius, und Kleopatras einziges Ziel war es, ihre Stadt zu verteidigen.

Der Mann sah Antonius einen Augenblick lang voll Mitleid an. »Eure Königin hat Euch verraten, mein Herr. Wir unterstehen Euch nicht länger.«

»Lügner!«, schrie Antonius und zog sein Schwert, um den Mann für seine Unverschämtheit zu bestrafen, doch dieser galoppierte bereits mit seinen Männern davon und ließ Antonius mit den letzten ihm treu ergebenen Soldaten zurück. Sie waren den feindlichen Römern und seinen ehemaligen Männern heillos unterlegen. Dennoch nahmen sie ihn nicht gefangen und töteten ihn auch nicht. Warum nicht? Wessen Befehlen folgten sie?

Gewiss nicht ihren. Sie würde so etwas niemals tun. Niemals.

Mit dem Rest seiner Infanterie griff Antonius Octavians Streitkräfte in der Nähe des Hippodroms an, doch schließlich war er gezwungen, sich in die Stadt zurückzuziehen, und dann erkannte er die schreckliche Wahrheit. Antonius stolperte zurück nach Alexandria und bemerkte kaum, dass die feindlichen Truppen hinter ihm durch die Tore drängten.

Verraten. Die Gewissheit brannte in ihm wie ein Feuer.

»*Ich bin dein*«, hatte sie geschworen, doch sie hatte gelogen.

Es gab keine andere Erklärung für das, was geschehen war.

Kleopatra hatte den ägyptischen Legionen befohlen, ihn zu verlassen, hatte seine eigenen Männer dazu gebracht, ihn im Stich zu lassen. Sie hatte ihn verraten, um sich selbst zu retten.

Was würde sie dafür bekommen?

Hatte sie mit Octavian dasselbe getan wie mit Julius Caesar, als dieser in Alexandria einmarschiert war? Hatte sie sich in sein Lager geschlichen und ihn verführt? Caesar hatte ihr auf den Thron verholfen, Octavian würde ihr den Thron vielleicht weiterhin überlassen, wenn er etwas dafür bekam. Für diesen Krieg gab es mehr persönliche als politische Gründe. Octavian wollte Antonius bloßstellen, und was wäre besser dafür geeignet, als sich seine Frau und seine letzten loyalen Soldaten zu nehmen? Ihn auszulachen, während Antonius allein und geschlagen dastand?

Seine Männer nahmen um ihn herum Aufstellung und zertraten ihn in das Labyrinth der Straßen der Altstadt, während sie ihn hinter ihren Schilden vor den Augen der Bürger verbargen.